



Früher wurde die Collage als echt angegeben. Heute ist für die Wahrung der Berichterstattung nicht denkbar, fotojournalistische Bilder zu manipulieren. – Schlacht von Zonnebeke im Ersten Weltkrieg.

FRANK HURLEY / STATE LIBRARY OF NSW

Der Krieg wirkt echter, aber wird er wahrer?

Nie waren wir einem Krieg medial so nahe wie beim Kampfgeschehen in der Ukraine. Ganz schnell verbreiten soziale Netzwerke Szenen von der Front. Was bewirkt und bedeutet das? Gastkommentar von Marcel Schütz und Johann Paetzold

Wie kein anderer zuvor ist der Krieg in der Ukraine zu einer multimedialen Dauersendung geworden. Freilich garantiert das noch keinen Durchblick. Eine Weisheit des Militärtheoretikers Carl von Clausewitz, notiert 1834, besagt: «Der Krieg ist das Gebiet der Ungewissheit; drei Viertel derjenigen Dinge, worauf das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger grossen Ungewissheit.» Nebel war, neben Nässe und Frost, in Zeiten von Ross und Reiter ein kritischer Witterungsfaktor auf dem Schlachtfeld; er barg Nutzen oder Gefahr.

Nebulös bleibt durch alle Zeiten auch das Wissen über den Verlauf des Kriegs. Kein Experte, keine Intelligenz kann das ändern. Aller Hochtechnologie zum Trotz.

Feuerwerk der Augenblicke

Aber wenn wir schon nicht wissen, wann und wie der Krieg ausgeht, so können wir uns jetzt ein Bild von ihm machen. Wo die Zukunft dunkel bleibt, erlebt man Gegenwart als ein Feuerwerk der Augenblicke.

Diesen Kontrast konturieren besonders die sozialen Netzwerke. So erzeugt der Kurznachrichtendienst Twitter eine Verdichtung von Ereignis, Ort und Zeit. Alle paar Sekunden eine neue Kriegsszene. Viel schneller, als man Quelle und Qualität überprüfen könnte. Die Kurznachrichten isolieren

monströse Momente. Gerade wenn der Tweet nahelegt, alles im Kontext zu zeigen, muss er Verbindungen kappen. Sonst wäre er nicht ein Medium, also etwas, das dazwischensteht.

Bilder machen den Unterschied. Einige werden ausgewählt, andere nicht. Daher muss man immer von etwas, das sonst geschieht, absehen. Wenn man Not und Tod mit der Kamera einfängt, wird daraus eine Story. So etwa beim Foto von Sharbat Gula, dem «afghanischen Mädchen» mit den strahlend grünen Augen, das im Magazin «National Geographic» zu einem der erfolgreichsten Titel avancierte. Oder bei demjenigen von Alan Kurdi, dem syrischen Flüchtlingsbuben, der an der türkischen Küste angespült wurde. Nicht zu vergessen die Trümmer eines ukrainischen Familienhauses, auf denen der überlebende Hund sitzt. Das Groteske der Symbolbilder des Leids zieht an und stösst ab.

Wo endet der Bericht, wo fängt «Wartainment» an? Man könnte sagen, dass die digitalen Weiten ein emotionales Band zwischen Schauplatz und Netzwerk legen. Leid und Mitleid gehen innert Sekunden global viral. Die Medientheorie spricht von «Immersion» – und meint das tiefe, fast kinetisch-somatische Eintauchen in die Szene: heranzoomen, Hochauflösung, kameratechnische Feinessen.

Es ist eine Koproduktion zwischen Sender und Empfänger, die durch die Form der Aufzeichnung und Ausspielung ermöglicht wird. Russland und die Ukraine sind einerseits zu weit weg, als dass

der Krieg lebhaftig fassbar würde. Geht doch bei uns das Leben weiter. Andererseits sind sie nicht weit genug weg, um mit Afghanistan, Libyen oder Syrien in die Tiefen des politischen Unterbewusstseins verdrängt zu werden.

Schreckliche Bilder, kann man sie denn auf Abstand halten, entfalten eine Weile ihren Reiz. Psychologisch bekannt ist das Phänomen ihrer verzögerten Verarbeitung. Beispielsweise sehen viele einen Horrorfilm bis zum bitteren Ende; in sicherer Erwartung, danach kein Auge zutun zu können. Nervenkitzel und Neugierde gehen Hand in Hand. Das Schaudern auf dem Sofa ist ein anderes als dasjenige später zur Nacht, wenn man das Gesehene zu bewältigen sucht. Die Fiktion des Spielfilms ist sicher etwas Eigenes, aber extreme Bilder wühlen unabhängig vom Ursprung ähnlich auf. Wie das zum Trauma führen kann, wissen Kriegsheimkehrer zu berichten. Wenn sie Flashbacks ihrer Erinnerung denn nicht ein Leben lang schweigend gewärtigen.

Heute bringen uns Fotos und Videos das Kriegsgrauen gestochen scharf zu Bewusstsein. Wie anders dagegen war die martialische Schummrigkeit im Schwarz-Weiss-Foto des 20. Jahrhunderts. Die bildliche Sezierung ist ergreifender als alles komplexe Wissen der Welt. Mit Walter Benjamin vermag Fotografie «tief in das Gewebe der Gegebenheit» einzudringen. Das intensive Bild bleibt keine rein technische Reproduktion. Es wird zur Sache selbst. Besonders plastisch zeigt sich das an der Kriegsorganisation: Aufmärsche, Nachschub an schwerem Gerät, riesige Güterzüge. An der Kriegswie der Heimatfront ist man auf publikumswirksame Signale angewiesen.

Die vielen Momentaufnahmen im Netz ermöglichen im Übrigen eine Art kollaborative Reportage. Jeder, der dem Krieg in irgendeiner Weise nah ist oder sich in Sachen Krieg auskennt, kann zu dessen Dokumentation und Aufklärung beitragen. Auch Nebenkriegsschauplätze gewähren Einblick in die Geheimnisse rund um Wehrkraft und Ressourcen. Aus dem detailreichen Befund an Gelegenheitsartefakten ziehen technische und Militärexperten ihre Schlüsse und coachen damit Regierungen. Profis haben ein geschultes Auge dafür, welches Material Substanz hat und wo, etwa mit Fotomontage, gefälscht wird.

Eskalationsfaszination

Spätestens mit dem Ersten Weltkrieg wandelte sich der offene Feldkampf zur maschinellen Materialschlacht. Was wüste denn der normale Betrachter ohne die Aufzeichnung dieser Grossstrukturen von Dramaturgie, Geografie und Strategie rund um den Krieg? Das allgemein dünne Faktenwissen wird durch imposante Visualisierung kompensiert. Sie bietet vermeintlich einen direkten Draht zu den Dingen und eine Alternative zu anderen Quellen der Konfliktreflexion, vor allem der Fachdiskussion, die die sinnlich erfahrbare Drastik des Kriegs reduziert.

Ähnlich wie bei Unfällen und Katastrophen kann man bei Krieg gar nicht anders, als hinzuschauen. Bis man genug gesehen hat. Auch Gaf-

Grauen wird durch seine Abbildung nicht etwa immer schlimmer. Im Gegenteil: Es wird normaler.

fen, was sonst – man denke an Autokollisionen – sozial geächtet wird, ist bei Krieg geduldet. In der Regel gilt für das Aus-dem-Leben-gerissen-Werden ein Sendetabu. Sogar bei Terror und Amoklauf, Kriegsszenen am nächsten, wird selbstzensuriert. Mit den sozialen Netzen sind alle Schranken durchbrochen. Ehe man sich's versieht, hat man mehr vor Augen, als einem lieb ist, und überlegt blitzschnell: Kann das wahr sein?

Dass man seinen Augen womöglich nicht trauen kann, ist ja nicht weit hergeholt. Wo der Krieg ist, lauern Fake News. Was wahr ist, was nicht, lässt sich in Zeiten professioneller digitaler Verschnitte, der Deepfakes, nicht überall ermitteln.

Wir sind empfänglich für dubiose Zeugnisse. So machte ein Video die Runde, worin ein russischer Panzer ein ukrainisches Auto überfuhr. Wie durch ein Wunder stieg anschliessend der Fahrer aus dem zermalnten Wagen. Viele Twitter-User teilten den Clip entrüstet. Jemand glaubte zu wissen, der Panzer sei wegen eines technischen Fehlers weitergefahren. Kurz darauf forderten neue Videos die Aufmerksamkeit, und das Vorherige verschwamm im Fluss diffuser Momentaufnahmen. Dass der Vorfall unklar blieb, ist der Preis für den Hunger nach vermeintlich eindeutigen Sequenzen.

Besonders bedenklich scheint ein Umstand, der so vertraut ist, dass man ihn kaum registriert: Grauen wird durch seine Abbildung nicht etwa immer schlimmer. Im Gegenteil: Es wird normaler. Verscharrte und verwesene Leichen auf den Schlachtfeldern gingen das Jahr hindurch über die Bildschirme. Sooft man das sieht, drängt sich ein Gedanke auf: So ist der Krieg. Menschen werden Müll. Die Welt dreht sich trotzdem weiter.

Das alles geschieht jetzt in Europa – doch fern genug, dass man gleich umschalten kann. TV und Smartphone, zugleich Barrieren und Mittler, halten den Schrecken in Schach. Ist es nicht bezeichnend, wie viel nun über Atomkrieg gesprochen wird? Das einzige Szenario, das alles übersteigt, dessen Sichtung man gewohnt ist. Der konventionelle Krieg ist, wie er ist. In unserer heimlichen Eskalationsfaszination sind apokalyptische Gedankenspiele hingegen eine ultimativ «reizvolle» Möglichkeit. Wie sähen die Folgen eines Nuklearangriffes denn aus? Man will es sich vorstellen und nicht vorstellen.

Namen und Gesichter

Die gesellschaftlich akzeptierte Darstellung der Grässlichkeit des Kriegs wird mit dem Argument gerechtfertigt, erst die massenhaften Bilder und Videos sicherten den nötigen politischen Rückhalt gegen den Aggressor. Die Massivität der Szenen vermöge es, vermeintlich Unbeteiligte wachzütteln.

Dazu passt, dass der Krieg generell «personalisierter» stattfindet, weil menschliche Schicksale heute in Windeseile Name und Gesicht erhalten. Facebook verrät, wo die Getöteten zur Schule gingen, wen sie liebten, wie sie mit dem Baby lachten. Im Echtzeitkrieg entsteht unvermittelte Empathie und Empörung. Und damit Unterstützung gegen die Kriegstreiber. Fast möchte man sagen, Bilder von zerstörtem Leben werden selbst zur Waffe. In den Kriegen vor dem Internet blieben Opfer für die Masse anonym. Die Namen von Gefallenen wurden in massive Gedenktafeln eingraviert, worin sie verblassten.

Das Ausdrückliche und Eindringliche roher Bildlichkeit deutet auf die Ungewissheit des Kriegsverlaufs. Man ist geneigt, auf Basis prägnanter Schlüsselszenen Wendepunkte zu sichten, erkennt dann jedoch, dass eigenes Wunschenken die Erwartungen manipulieren kann. Würde angesichts von Inflation und Insolvenzen und allem, was noch an Unbill kommen mag, nicht ständig neues Material über die Kriegsgreuel zur Begründung von Solidarität und zum Erhalt der Hoffnung auf Friedenserfolg vorgelegt, würden viele nicht fassen, was vor sich geht.

Man muss den Krieg eben gesehen haben – mehr oder weniger: mit eigenen Augen.

Marcel Schütz ist Professor für Organisation an der Northern Business School in Hamburg. **Johann Paetzold** ist Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung im Masterprogramm Public Policy der Hertie School in Berlin.